

Alles oder Nichts

Respekt ist ... eine Selbstverständlichkeit? Ein Eckpfeiler unserer Gesellschaft? Eine Frage des Charakters?

Welche Bedeutung hat Respekt wirklich? Wie sehr lohnt es sich, tagtäglich für ihn zu kämpfen? Man könnte Bücher füllen mit rührenden Geschichten, die allesamt zeigen, wie positiv sich gelebter, gefühlter Respekt auf unser tägliches Miteinander auswirkt. Auch in der Vergangenheit würde man sehr schnell fündig werden: Rosa Luxemburg, Nelson Mandela ... Historische Erkenntnis, gewissermaßen.

Nichtsdestotrotz, die wahre Bedeutung des Wortes Respekt offenbart sich wohl eher an Orten des Mangels, der Respektlosigkeit. Weniger der gelebte als vielmehr der verfehlt Respekt ist es, der uns aufhorchen lässt, der uns für das Thema sensibilisiert. Erst der Verlust verdeutlicht den Wert. Folglich scheint ein umfassendes Dossier gefüllt mit Anekdoten und Momentaufnahmen praktizierten Respekts eher unangebracht zu sein.

Stattdessen soll die Geschichte eines kleinen Jungen zeigen, wie sehr unsere Gesellschaft Respekt braucht. Gerade in Zeiten der Krise, gerade in Zeiten der Angst.

Souher ist 14, für sein Alter jedoch ungewöhnlich klein. Auf seinem Kopf kräuseln sich buschig braune Locken. Souher wurde in Marokko geboren. Als Kind lebte er lange unbeschwert. Mit fünf Jahren kam er nach Deutschland. Sein Vater, Marokkaner, fand eine Stelle bei Siemens; die Mutter, Deutsche, kümmerte sich zu Hause um Souher und dessen zwei Jahre jüngere Schwester Leila.

Schnell lebten sich die Kinder in der neuen Heimat ein, fanden Freunde; Souher beim Fußball, Leila später beim Ballett. Klar – gelegentlich gab es Zoff, wenn sich Souher und Leila wieder einmal zankten. Manchmal riefen Klassenkameraden Souher seiner dunkleren Hautfarbe wegen Neger. „War aber alles halb so schlimm“, meint auch die Mutter.

Die wirklichen Probleme begannen vor gut zweieinhalb Jahren. An einem Tag, der die Welt veränderte, veränderte sich auch das Leben von Souher und seiner Familie. Es war an einem Dienstag im September, als in New York Flugzeuge in das World Trade Center und in Washington in das Pentagon rasten. Anschläge arabischer Terroristen, die nichts mehr so sein ließen, wie es einmal war.

Menschen wechselten die Straßenseite, wenn sie Souhers Vater kommen sahen. In der Betriebskantine saß er immer öfters alleine am Tisch. Souhers Mutter wusste nicht, was sie ihrer kleinen Tochter antworten sollte, wenn diese fragte, warum das Mädchen von nebenan nicht mehr mit ihr spielen dürfe. Die alte Dame, mit der sich Souhers Mutter früher regelmäßig zum Kartenspielen traf, entschuldigte sich noch und meinte, es tue ihr furchtbar Leid, aber man komme ja heutzutage in Verruf, wenn man mit Arabern verkehre.

Und Souher selbst? Anfangs spürte er die Feindseligkeit nur unterschwellig. Bald schon wollten seine „Freunde“ von früher nichts mehr mit ihm zu tun haben. Die Pausen in der Schule verbrachte er alleine auf dem Gang. Auch im Klassenzimmer wollte sich niemand mehr neben ihn setzen. Einmal und dann immer öfter stand sein Name an der Tafel und daneben Gemeinheiten, Beleidigungen, menschenverachtende Ausdrücke. Sie nannten ihn bloß mehr „Bin Laden“ und riefen „verschwinde, verdammter Terrorist!“ Eines Tages, als Souher mit einem blauen Auge und Tränen im Gesicht nach Hause kam, entschieden sich seine Eltern endgültig etwas zu unternehmen. Was war geschehen?

Souher wurde an der Bushaltestelle von einer Bande zwei bis drei Jahre älterer Jugendlicher verprügelt und anschließend beklaut. Souhers Vater sprach daraufhin mit dem Direktor, die Mutter mit dem Klassenleiter. Dies schien zunächst zu helfen. Für kurze Zeit ließ man Souher in Ruhe. Doch bald schon ging der Terror von vorne los. Man verbrannte sein Hausaufgabenheft, nahm ihm sein Pausenbrot weg und schrieb schreckliche Dinge auf seine Schulbank. „Für die Freunde der Mörder wird es nie Frieden geben“, stand einmal darauf.

Wie reagierte Souher? Gar nicht. Er verhielt sich nach außen, als wäre nichts geschehen. Weinen gestattete er sich nur unter der Bettdecke. Zu stolz war er, um sich zu wehren, oder auch nur zu schwach, weil er mit keiner Unterstützung rechnen konnte.

Erst als man ihm nach dem Sportunterricht die Kleider versteckte und ihn nachts mit anonymen Drohanrufen belästigte, bat er seine Eltern darum, ihn von der Schule zu nehmen.

Das war vor einem Jahr. An seiner neuen Schule erging es ihm besser. Zwar hat er nur wenige Freunde, aber er wird nicht mehr diskriminiert und terrorisiert.

Angst jedoch hat Souher immer noch. Davor, dass die Typen von damals zurückkehren und ihm erneut wehtun. Und dann hat er vor noch etwas Angst: „Vor Al Quaida und dass sie wieder etwas Schreckliches machen und meine Mama und mein Papa und meine Schwester und ich wieder dafür büßen müssen.“

Um zu zeigen, dass Respekt eben keine Selbstverständlichkeit ist, hätte man auch viel weiter ausholen können: Von Cäsar über Hitler bis hin zu Saddam Hussein.

Oft aber liegt das Große im Kleinen, auch das ganz Große. Der 11. September war sicherlich ganz groß, im schlimmsten Sinne dieses Wortes. Gerade an einem solchen Tag jedoch, wird deutlich, wann Respekt bloß Fassade ist.

In einem Moment der eigenen Schwäche und Angst fällt es doppelt schwer, seine Mitmenschen bedingungslos zu respektieren.

Respekt als Grundeinstellung, nicht als Beruhigung des eigenen Gewissens, ist nur wenigen a priori gegeben, sollte jedoch Maxime unseres Handelns - nicht nur im Jubiläumsjahr Kants - eine Art kategorischer Imperativ sein.

Durch Respekt geben wir unserem Gegenüber zu verstehen, dass wir ihn, seine Fehler wie seine Stärken, akzeptieren. Es geht nicht um Sympathie oder gar Liebe, sondern um bloße Akzeptanz – der kleinste gemeinsame Nenner für ein menschliches Miteinander.

Wenn es an Respekt fehlt, laufen wir Gefahr, wie im Beispiel Souhers, die Gefühle eines Menschen zu verletzen. Die Grenze nach unten ist geöffnet. Respektlosigkeit und Verachtung gehen Hand in Hand.

Wo Respekt ist, dort kann kein Hass sein. Die Anschläge vom 11. September, der Krieg gegen den Irak, die Bomben auf Istanbul – all das kann durch Respekt nicht vollkommen verhindert werden, jedoch beträchtlich unwahrscheinlicher gemacht werden.

Wenn also Respekt ganz offensichtlich für eine bessere und friedlichere Welt sorgen könnte. Für eine Welt, in der der kleine Souher nicht aufgrund seiner Herkunft tyrannisiert und diskriminiert werden würde. Für eine Welt, in der sich die Bürger New Yorks, Paris und Berlins nicht vor Giftgasanschlägen zu fürchten bräuchten, und umgekehrt die jungen Männer Teherans, Riads und Damaskus eine andere Zukunftsperspektive als die des Selbstmordattentäters sähen. – Wenn es für eine solch bessere Welt nicht mehr als ein Mindestmaß an gegenseitigem Respekt bedürfte – warum sind wir dann nicht ihm Stande diese Anstrengung zu leisten?

Warum schaffen wir es, Atomwaffen zu konstruieren, die eine ganze Stadt auslöschen? Warum schaffen wir es, Sonden auf fremde Planeten zu schicken? Warum schaffen wir es, Hunderttausende von Soldaten zu mobilisieren, deren einziges Ziel es ist, andere Menschen zu töten? Warum schaffen wir es aber gleichzeitig nicht, die vergleichsweise mikroskopisch kleine Anstrengung auf uns zuzunehmen, andere Menschen zu respektieren?

Egal, welcher Hautfarbe wir sind, egal, welcher politischen Gesinnung, egal welchen Glaubens, egal welchen Alters, egal, welche Fähigkeiten wir haben, egal, welcher Beschaffenheit wir auch immer sein mögen.

Liegt es vielleicht daran, dass wir unsere eigene, bescheidene Existenz dadurch erhöhen wollen, dass wir andere despektierlich und respektlos behandeln? Sind es unsere eigenen Schwächen, die uns dazu verleiten, den Wert anderer zu schmälern?

In einer Zeit ständiger Veränderung und Verunsicherung, geprägt von Profilneurosen und Geltungswahn wird das Herabsetzen der Leistung anderer zu einem eigenen Schutzmechanismus. Eine Gesellschaft, die sich gegenseitig Minderwertigkeitskomplexe und Selbstzweifel aufkrotyiert, forciert respektloses Handeln. Ganz offensichtlich hat der Mensch noch immer nicht

verkraftet, dass die Erde keine Scheibe und er selbst nicht Mittelpunkt des Universums ist. Wie sonst könnte er schamlos darüber hinwegsehen, dass sich sein überhebliches und respektloses Verhalten gegenüber sämtlichen Lebewesen schon vor Jahrtausenden selbst ad absurdum geführt hat.

Wir sollten uns die Lehre Einsteins zu Herzen nehmen und begreifen, dass es die absolute Realität nicht gibt. Hätten wir das endlich verstanden - wir könnten die Meinungen anderer mühelos respektieren, da uns der Abschied von unserem eigenen Absolutheitsanspruch leichter fallen würde.

Eigene Selbstherrlichkeit und Ignoranz sind oft der Grund für respektloses Handeln. Geben wir sie auf, brauchen wir fortan nicht länger mit der Moralkuile schwingend unsere Werteschablone auf andere Völker pressen. Als ebenso sinnlos werden in der Folge unmündige Unterwerfung und blinde Massenhysterie entlarvt.

„Du wirst nie glücklich sein, wenn du unglücklich darüber bist, dass andere glücklich sind.“ In diesem Satz von Arthur Schopenhauer steckt viel Wahres. Denn erst, wenn wir das Glück und die Stärke anderer nicht mehr als unsere eigene Schwäche auslegen, erst wenn wir unsere eigene Unvollkommenheit, unsere eigenen Schwächen und die Stärken anderer akzeptieren und respektieren, erst, wenn wir uns von Neid und Missgunst lösen, können wir uns selbst, unser eigenes Ich akzeptieren. Respekt ist also nicht nur der Grundstein unseres Miteinanders, sondern auch der Grundstein unseres Selbst.

Wir sollten uns dies bewusst machen und erkennen, dass Respekt weder als eine von vielen Charaktereigenschaften noch als das Hirngespinnst unverbesserlicher Idealisten abgestempelt werden kann.

Respekt ist ... nicht dies oder jenes. Respekt ist alles!

Maximilian Popp